

Ein paar Sätze zu Lyrik und Erleuchtung

Jan Wagner

Im Alltag, im Gespräch mit den Freunden und Nachbarn über die kleine Malaise und die große Politik, zwischen Gemüsekauf und Wochenendplanung, sagen wir wohl gelegentlich, nun sei uns ein Licht aufgegangen. Läßt sich das bereits als Erleuchtung bezeichnen? Wohl eher nicht, denn wo das Licht, das mir aufgeht, die Lösung eines vielleicht nur trivialen Problems bezeichnet, das Durchschauen einer mehr oder weniger vertrackten Sachlage, da wird man Erleuchtung doch nur nennen wollen, was den Alltag mit seinen Kleinigkeiten weit hinter sich läßt, was in einem religiösen oder spirituellen Sinne größere, meinetwegen göttliche, ja ewige Zusammenhänge sichtbar und erfahrbar macht, was also das große Rätsel dem Verstehen, dem Einverständnis weichen läßt und, wer weiß, auf Dauer Ruhe und Frieden zu schenken vermag. So verstanden, wird Erleuchtung selten auf die Schnelle zu haben sein, eher nach jahrelangem Verharren unter einem Banyanbaum, im günstigsten Fall ohne das Schicksal jenes erleuchteten Meisters zu teilen, der einst den Zen-Buddhismus von Indien nach China brachte und der in den Tempeln und Pagoden stets ohne Beine dargestellt wird, weil ihm eben jene Beine in all den Jahren des Sitzens und Meditierens und Betrachtens unter dem Leib verfault waren.

Mir persönlich scheint Erleuchtung ein allzu gewichtiges Wort zu sein für das zarte Konstrukt des Gedichts; und ganz außer Frage scheint mir zu stehen, daß ein auf Erleuchtung seines Gegenübers, der Leserin oder des Lesers also, zielendes Gedicht, das sich selbst folglich als Mittel der Erleuchtung versteht, auf das Übelste scheitern wird, an der eigenen Überheblichkeit zugrunde gehen muß. Die Wirkung des Gedichts, des wirklich

gelungenen Gedichts, ist dennoch enorm, ähnelt vielleicht gar einen Augenblick lang dem Gefühl der Erleuchtung, des plötzlichen Erfassens bislang unsichtbarer Zusammenhänge. „Aber natürlich, so ist es, so und nicht anders!“, möchten wir beim Erleben großer Poesie ausrufen, haben, mit Emily Dickinson, das Gefühl, unsere Schädeldecke würde angehoben, „that the top of my head is taken off“. Dieser Moment des poetischen Erlebens ist auf sonderbare Weise immer beides zugleich, ein Moment des Rausches, des Berauschtseins (von Sprache, Musik, Bildern) und ein Moment der vollkommenen Klarsicht. Am ehesten geschieht dies aber, glaube ich, dort, wo das Gedicht sich nicht anmaßt, zu belehren, einen Weg zu weisen, also da, wo es nicht behauptet, sondern zeigt. Es gehe nicht darum, sagt Robert Frost, dem Leser etwas zu sagen, was er oder sie nicht wisse, es gehe darum, ihnen etwas zu sagen, was sie durchaus wissen aber bislang nicht zu sagen wußten. Das Wunder findet ja immer im Vorbeigehen statt, zwischen dem Waschen des Salats und dem Gang zum Briefkasten, im Bus, in einer dunklen Seitenstraße; die Offenbarung geschieht irgendwo am Rande, so wie in W. H. Audens Gedicht „Musée des Beaux Arts“ Ikarus vollkommen unbeachtet ins Meer stürzt, seine Beine noch einmal aufleuchten, während die Bauern weiter ihre Felder bestellen. Auch deshalb leuchtete mir, schon während des Studiums in Dublin, immer ein, wie James Joyce den Begriff der Epiphanie handhabte – nicht im christlichen Sinne der Erscheinung des Herrn, wie sie am 6. Januar gefeiert wird, wenngleich nicht ohne religiöses Sentiment; nicht als Offenbarung der Gottheit, aber doch auch nicht ohne einen metaphysischen Aspekt aufzuweisen, dabei jedoch immer im Alltäglichen angesiedelt, zwischen Tür und Angel sozusagen. Es war ja eine Reihe kleinerer Prosaskizzen, die Joyce mit „Epiphanien“ überschrieb, die ihm allerdings derart wichtig

waren, daß er seinem Bruder Stanislaus auftrug, Kopien dieser Epiphanien nach seinem Tod an alle großen Bibliotheken, inklusive jener des Vatikans, zu verschicken. In einer dieser Skizzen wird etwa vordergründig nicht mehr geschildert als eine Gruppe von Pariser Prostituierten, die durch die Straßen gehen und Gebäckstücke verzehren. Andere Epiphanien sind ähnlich unspektakulär, aber irgendetwas an diesen vollkommen banalen Gegenständen und Situationen, so sagt es Joyces Alter Ego Stephen Dedalus, läßt plötzlich und unvermutet die eigenen inneren oder gesellschaftlichen Zusammenhänge greifbar erscheinen. In diesem Sinne wäre auch das Erleben des Gedichts ein epiphanisches.

Der wunderbare australische Dichter Les Murray widmet bekanntlich jeden einzelnen seiner Gedichtbände Gott, jedem Buch ist die Widmung „To the glory of God“ vorangestellt, was nicht jedem seiner Leser und Kritiker behagt. Es ließe sich aber grundsätzlich darüber nachdenken, ob nicht aller Lyrik eine metaphysische Sehnsucht und Suche zugrunde liegt, ja, ob es nicht wahr ist zu sagen, daß wir keine Gedichte schreiben würden ohne unsere grundsätzliche metaphysische Ratlosigkeit und Verlorenheit. Und natürlich ist Murrays Lyrik keine christliche Lehrlyrik, nicht von der Kanzel herab gesprochen, ganz im Gegenteil, sie wendet sich allem zu, läßt schier alles ins Gedicht kommen, eine Gruppe knatternder Harley Davidson-Fahrer („Santa Clauses from hell“, „Höllennikoläuse“, wie es in der deutschen Übersetzung von Margitt Leibert heißt) genauso wie abgerissene Kaschemmen irgendwo im staubigen, durstigen Outback, wo sich die ortsansässigen Trinker über ein wild am Tresen tanzendes, über ein langes Gummiseil mit den Federn des Betts in der Hochzeitssuite zwei Stockwerke höher verbundenes Skelett amüsieren. Murrays Lyrik widmet sich der Welt, ist allem

zugewendet, wozu selbstverständlich auch die Natur gehört in allen Erscheinungsformen, mit all ihren Pflanzen und Tieren. Es ist eine Feier der Schöpfung in all ihrer Pracht und Schübigkeit, und das Beglückende der Gedichte verdankt sich nicht zuletzt der Genauigkeit der Beobachtung, der mitfühlenden, teilnehmenden Aufmerksamkeit, die sie noch dem Unscheinbarsten dieser Schöpfung zukommen lassen. „Das Wesen des Gebets besteht in der Aufmerksamkeit“, sagt Simone Weil, „und die Beschaffenheit des Gebetes hängt zu einem großen Teil von der Beschaffenheit der Aufmerksamkeit ab.“

„Jetzt geht mir ein Licht auf“, sagen wir und schnipsen mit den Fingern. Und wenn das Gedicht doch das winzige Licht ist, das plötzlich und beglückend aufgeht, im Alltag, mag sein, das aber kurz und (so gering es auch sein mag) dieses vollkommene Dunkel, in dem wir tappen, zu durchdringen scheint – ja, das wird reichen.